

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 29.

Grand Island, Nebr., 6. August 1909. Zweiter (Theil.)

Nummer 50.

## Trost der Nacht!

Es heilt die Nacht des Tages Wunden,  
Wenn mit der Sterne buntem Schein  
Das königliche Haupt umwunden  
Sie still und mächtig tritt herein.  
Die milden leisen Hauch kommen,  
Der Farben zelle Pracht erblüht;  
In weicher Linie liegt verschommen  
Der scharfen Zadenfelsen Laft.

So legt die Nacht mit Muttergüte  
Sich um die Seele schmerzvoll:  
Es läutert still sich im Gemüte  
Zur Wehmuth jeder bit're Groll.  
Die Thränen, die vergessen schliefen,  
Nun strömen sie in mächt'gem Lauf;  
Es steigt aus wunden Herzenstiefen  
Ein rettungsbahnen Beten auf.

Gottfried Kinkel.

## Der Falschspieler.

Kriminalergählung von Adolf Stark.

Polizeirath Paul sah, mit der Abfassung eines Rapportes beschäftigt, an seinem Schreibtisch, als es an der Thür klopfte und auf sein etwas unwilliges „Herein“ ein älterer, eleganter Herr ins Zimmer trat.

Der Polizeirath sprang bei seinem Anblick auf und ging ihm einige Schritte entgegen.

„Seien Sie mir gegrüßt, Herr Döring“, rief er, „und nehmen Sie vor allem Platz. Wenn ich auch ahne, daß Ihr Besuch mir nicht persönlich gilt, so rechne ich ihn mir doch zur Ehre an. Sie wissen, wie ich Sie verehere, und daß dies nicht etwa bloß Ihrem Reichtum zuzuschreiben ist, brauche ich nicht erst zu sagen.“

„Sie meinen wohl, daß diese Verehrung mehr dem Vater der schönen Tochter gilt“, antwortete der Fabrikant, mit einem schwachen Versuch zu scherzen. Die Reizung Pauls zu seiner Tochter war ihm nicht entgangen. Aber schon im nächsten Momente überdug die Erinnerung an den Gegenstand, der ihn hierher geführt hatte, und das Thema wechselnd fuhr er ernst, fast sorgenvoll fort: „Was mich hierher führt ist eine ernste, sehr ernste Sache, lieber Paul. Ich weiß selbst nicht, komme ich mehr zu dem Polizeikommissär oder zu dem Freund meines Hauses, den ich als ernstesten, strebsamen jungen Mann achte und hochschätze.“

Der Beamte erröthete vor freudiger Erregung. Diese Worte im Verein mit der vorhin gefallenen Andeutung machten sein Herz höher schlagen, er sah sich der Verwirklichung seiner schönsten Träume nahe gerückt.

„Es ist mein Sohn Walter“, begann Döring aufs neue, „um dessen willen ich Ihre Hilfe in Anspruch nehme. Sie kennen ihn ja; er ist ein felegener, brauer Junge, nur leider der Verführung leicht zugänglich. Sie können mir glauben, daß ich ihn nicht zu kurz habe. Zwar war es nicht ganz nach meinem Geschmacke, daß er Offizier wurde und noch dazu in eines der vornehmsten und elegantesten Regimenter eintrat, aber da dies nun einmal geschehen ist, so sage ich, daß er hinter seinen Kameraden nicht zurückbleiben muß.“

Bei seiner Abreise habe ich ihm das Versprechen abgenommen, daß er sich nie in die Hände von Gelbverleibern geben, sondern von jeder Verlogenheit mich sofort benachrichtigen soll. Ich habe auch im Laufe der Zeit verschiedene Schulden gezeichnet, die aber nie eine abnorme Höhe erreichten, bis vor drei Tagen.

Vergangenen Mittwoch kam plötzlich ein Brief von Walter, in welchem er mir mittheilte, daß er eine Spielschuld von 20,000 zu begleichen habe. Er versicherte mir, daß er sich durchaus nicht zu aufergebend hohen Sätzen habe hinterlassen lassen. Lebhaft dem ungläubigen Glücke des Bankhalters sei es zuzuschreiben, daß der Verlust so hoch anwuchs, ohne daß er selbst wußte wie.

Ich ließ ihm sofort das Geld telegraphisch anweisen. Damit war die Sache für mich erledigt.

Heute nun erhielt ich wieder folgendes Schreiben.

Er reichte den Brief Paul hin, der ihn langsam und besächtig durchlas. Dann fragte der Kommissär: „Ist dieser Herr von Krivanowsky, an welchen Ihr Sohn abermals 15,000 Mark verloren hat, und von dessen ungläublichem Spielerglücke er berichtet, derselbe, welcher ihm auch das vorige Mal das Geld abgewann?“

Paul zuckte die Achseln. „Wir Leute von der Polizei müssen uns hüten, boreilig zu urtheilen. Aber ein solches Glück im Spiele ist immer verdächtig.“

Döring nickte bekräftigend. „Die gleiche Idee hatte ich auch schon beim ersten Briefe. Ich wandte mich an ein Privatdetektivbureau mit dem Auftrage, mir nähere Auskünfte über Herrn von Krivanowsky zu verschaffen. Dies ist auch geschehen, sogar während des Spielens war ein Beamter der Gesellschaft, ein ehemaliger Offizier, dem es gelungen war sich in den Klub einzuführen zu lassen zugegen. Ich erhielt den Bescheid, daß mein Verdacht vollständig unbegründet sei. Trotz genauer Beobachtung sei kein Anhaltspunkt dafür entdeckt worden, daß das Spiel dieses edlen Polen nicht ganz einwandfrei sei.“

Eine kleine Pause trat ein, dann fuhr Döring fort: „Ich vermißte es, Walter Vorwürfe zu machen, die doch der Sache nichts mehr ändern, oder ihm gar das Versprechen abzunehmen, nicht mehr zu spielen. Am liebsten wäre es mir, wenn er auf eine Zeit lang nach Hause käme, aber das ist jetzt aus dienstlichen Gründen nicht möglich, und leider kann auch ich gerade jetzt nicht abkommen. Da dachte ich, wenn Sie vielleicht mit den armen Gefallen erweisen und nach Berlin reisen wollten.“

Erstaunt blickte Paul auf, dieser Vorschlag kam ihm ganz unerwartet. Die folgenden Worte aber trieben ihm die Blutröthe in's Gesicht. „Es war meine Tochter, welche mich auf die Idee brachte, ihnen diese schwierige Mission zu übertragen. Sie wissen gar nicht, wie hoch das Mädchen Sie schätzt, und wenn Sie mich durch eine günstige Erledigung der heillosen Affäre davon überzeugen, daß diese Hochachtung nicht unerdient ist, so können Sie jede Forderung, hören Sie, Herr Paul, jede an mich stellen. Ich werde nicht nein sagen.“

Als der Kommissär wenige Stunden später der Reichshauptstadt zu fuhr, war er fest entschlossen, sein möglichstes zu thun, um Walter, in dem er ohne Ueberhebung seinen künftigen Schwager sehen konnte, aus den Klauen des Verführers zu befreien.

Der junge Döring empfing den Jugendfreund auf's herzlichste. Von der Fernreise, welche Paul bei ihm zu finden erwartete hatte, war freilich nichts zu bemerken. Das Spiel seines Vaters, Geschehenes schweigend hinzunehmen und weder Vorwürfe zu machen, noch Versprechungen für die Zukunft zu fordern, war diesem lebenswürdigen, aber leichtsinnigen Menschen gegenüber ganz und gar nicht am Platze. Er lachte nur über Pauls moralische Predigten, wie er es nannte, und ließ sich von seinem Vorkam, noch am selben Abend von Krivanowsky Revanche zu verlangen, nicht abbringen.

Unter solchen Umständen blieb Paul nichts übrig, als den Freund in den Klub zu begleiten. Eigentlich war er auch ein wenig neugierig, den Mann zu sehen, welcher so unheimliches Glück im Spiele hatte, und nahm sich vor, ihm scharf auf die Finger zu schauen.

Krivanowsky sah gerade so aus, wie der Kommissär sich ihn vorgestellt hatte. Groß, schlank, hübsch, mit faszinierenden Augen, tadellos gekleidet, in seinen Manieren ein Gentleman. Dies alles konnte freilich Paul nicht täuschen. Trotz seiner Jugend hatte er gelernt, daß der Hochapler gewöhnlich der vollendetste Weltmann sei.

Paul betheiligte sich nicht am Spiele, sondern sah nur zu. Er hatte sich hinter dem Stuhle Walters aufgestellt und beobachtete jeden Handgriff des Polen, der wieder die Bank hielt. Aber so genau er auch zuschaute, er konnte keine Unforrettheit bemerken.

Die Linde, in welcher der Bankhalter die Karten hielt, hatte er weit von sich gehalten. Die Manschette war hoch bis beinahe gegen den Ellbogen zurückgerückt. Mit einer fast unmerklichen Bewegung der Finger schleuderte er jedesmal die unterste Karte denjenigen seiner Partner zu, welche noch ein Blatt wünschten. Gespielt wurde 21.

Daran, daß etwa bezeichnete Blätter benötigt wurden, war nicht zu denken. Der Club selbst lieferte die Karten in versiegelter Umschlag, jedesmal nach wenigen Partien wurde ein neues noch unbenutztes Spiel geöffnet.

Nach einer halben Stunde gelangte Paul zu dem Schlusse, daß der Pole, wie sein ganzes Gebahren zeigte, allerdings ein Gewohnheitsspieler sei, daß aber der Verdacht des Falschspielers ihn nicht treffen könne. Ueberdies war der Mann heute nicht so vom

Glücke begünstigt, wie an den übrigen Abenden. Er verlor und gewann abwechselnd, die Partie unterschied sich in nichts von den gewöhnlichen abendlichen Clubunterhaltungen.

Paul begann sich zu langweilen, das Spiel interessierte ihn nicht; so zog er sich denn in ein Nebenzimmer zurück, wo er mit halbgeschlossenen Augen in ein Fauteuil zurückgelehnt sich seinen Träumereien überließ, die ihn fort von hier führten in seine Heimatstadt, zu einer kleinen, von Rosenstöden und Nelkenbeeten umgebenen Villa, wo er seit dem Tode seiner Mutter allein hauste, und wohin er hoffentlich bald ein junges, schönes Menschenkind heimführen konnte.

Eine halb scherzhaft, halb erregt klingende Stimme weckte ihn aus seinen Träumen. Einer der Kameraden Walters stand vor ihm.

„Donnerwetter, Herr Kommissär, hier stehen Sie also“, rief er. „Schauen Sie, daß Sie wieder in den Saal zurückkommen, sonst fliegt Döring heute wieder furchtbar hinter mich und die andern mit ihm. Seit Sie weg sind, hat das ungläubliche Glück Krivanowsky wieder bekommen.“

Paul sprang auf und eilte dem Spieltische zu. Aber unbekannt mit den Clubräumlichkeiten fand er nicht gleich die richtige Thüre. Er mußte erst durch einige Nebenzimmer und trat dann endlich an der entgegengesetzten Seite wieder ein. Niemand bemerkte sein Kommen, der Pole wendete ihm den Rücken zu. Er sah wie vorhin, die Linde mit dem Kartepaket weit von sich gestreckt, die Rechte an deren Mittelfinger ein Ring bligte, auf dem Tische.

Wie trat der Kommissär hinter ihn. Da fiel sein Auge auf den blinkenden Ring. Im nächsten Moment hatte er mit festem Griff die Armbänder des Polen erfaßt, der sich erschrocken umwandte und vergeblich dem umklammernden Griffen sich zu entwinden versuchte.

Die anfängliche Erstarrung machte einem lauten Tumult Platz, als Paul ihm das Wort „Falschspieler“ ins Gesicht schleuderte.

Inzwischen hatte der Verbrecher seine Kaltblütigkeit wiedergefunden. Aber sein Versuch, durch Frechheit zu imponieren, mißlang. Paul zog ihm trotz allem Widerstreben den Ring vom Finger und zeigte den entsetzten Offizieren, wie in der oberen, flach gehaltenen Facette sich deutlich die Karten spiegeln, welche der Pole den anderen zuwarf. So war er stets darüber orientirt, wie das Spiel stehe, und dies erklärte sein großes Glück.

Krivanowsky wurde der Kriminalpolizei übergeben. Er wartete das Urtheil nicht ab, sondern erhängte sich im Kerker.

Für Walter hatte das Abenteuer überaus segensreiche Folgen. Er rüht seitdem keine Karte mehr an. Vor seinem Schwager, denn das ist jetzt Paul, hat er eine unbegrenzte Hochachtung.

## Feuer im Schiff.

Die Lebensformen der Menschen haben sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert. Mit ihnen auch die Wahrnehmlichkeiten von Glück und Unglück, von Erfolg und Gefahr. Zu lange sind die Unfälle häufiger und grausamer, zur See seltener und grausamer geworden.

Denn ein großer Passagierdampfer fuhr heute nicht mehr 100, sondern bis 4000 Menschen, Mannschaften und Passagiere. Deshalb sind auch die Folgen einer großen Schiffskatastrophe heute vierzigmal größer als früher. Die Sicherheitsvorrichtungen aber sind technisch zu einer so erstaunlichen Höhe gediehen, daß bedeutungsvolle Schiffsunfälle heute zu den großen Seltenheiten gehören und daß das altgewohnte Wort von dem „Wasser, das keine Balken hat“, in seinem scharfen Nebeninnem gewiß nicht mehr berechtigt ist. Die Gefahren der Versicherungsgesellschaften haben sich stark vermindert, und das ist der deutlichste Beweis für die erfolgte Gefahrverminderung.

Von deutschen Schiffen brannte als eines der letzten ein Dampfer der Feldherrnkategorie auf hoher See. Am 25. Januar 1906 zwischen Benang und Colombo, im bengalischen Meerbusen. Des Morgens gegen 7 Uhr begann auf den Windfängern der vorderen Ladeluken, die in die Hauptluke des Haupt- und Oberdecks führten, Rauch aufzusteigen. Auf der Kommandobrücke erkannte man sofort die Gefahr.

Der Kapitän wird aus dem nahen Navigationszimmer gerufen. „Sofort die Ventilatoren luftdicht abschließen und die Feuerlöschvorrichtung in Betrieb setzen!“ lautet sein Befehl.

Heißer Dampf jagt schon einen Augenblick später durch die Röhren in die Räume, in denen man den Feuerherd weiß. Man will das Feuer ersticken. Unter den Passagieren merkt kaum einer etwas. Von der Schiffsbrücke gibt der Kapitän seine Befehle in den Maschinenraum, und mit ein paar Handgriffen an den Hebeln wird die Arbeit ins Werk gesetzt. Eine Stunde lang faust es in den Röhren, brodelt und zischt es in den Laderäumen. Das Feuer konnte bis zur Inangriffnahme der Löscharbeiten noch nicht weit fortgeschritten sein. Die Schiffsleitung hofft zuversichtlich, daß in dieser einen Stunde alle Gefahr beseitigt sein wird. Die Feuerlöschvorrichtung mit Dampf funktioniert ohne Fehl, und der Apparat gilt als absolut zuverlässig. Hat doch die Regierung der Vereinigten Staaten im Interesse der allgemeinen Sicherheit eine derartige Einrichtung auf den Dampfern amerikanischer Rheederien sogar gesetzlich vorgeschrieben. In der sicheren Erwartung des Erfolges hebt man den Verschluß der Windfänger ab. Verblüfft steht man vor einer Ueberladung: der emporsteigende Dampf hat sich unterdessen vermehrt! Kleine Feuerzungen springen aus den einzelnen Stüben der Ladung.

Ganz unten liegen Kisten, deren Inhalt auf den Schiffspapieren als japanische Kuriositäten deklariert ist. Darüber sind Tabakballen verpackt. Die spätere umfangreiche Untersuchung hat es als wahrscheinlich, aber nicht erwiesen hingestellt, daß die hochverpackten „japanischen Kuriositäten“ aus einer Ladung leicht entzündbarer Stoffe bestanden haben. Aus dem Aftenshaute, der übrig geblieben war, konnte das freilich nicht gerichtlich nachgewiesen werden.

Der Dampf halet beim Brande dieser Kuriositäten jedenfalls seine Wirkung verlag. Die Gewalt des Wassers soll an seine Stelle treten. Wasserstrahlungen werden angelegt, die Pumpen beginnen zu arbeiten. Blatt erst liegen die grauen Schläuche auf dem Oberdeck. Dann beginnen sie sich dunkler zu färben, richten sich auf und kriechen gleich Riesenschlangen in das Innere des Schiffes. Der erste Offizier steigt mit zwei Matrosen in die Luke. In der Hand halten sie die Mündung je eines Schlauches. Die verfügbaren beiden Rauchhelme sind noch nicht zur Stelle, und es gilt, keine Zeit zu verlieren.

Ein Kreis von Menschen steht um die offene Luke und starrt mit ängstlichen Augen, die von beigem Rauch tränen, in den Qualm, der ihnen den Athem benimmt, ihre Gesichter zu rothen Fratzen erhebt und alles ringsum mit Rauch färbt. Nur hier und da sieht man helle Linien im Dunkel der von aufsteigenden Flammenspitzen und langsam triechenden dünnen Feuerfäden spärlich erleuchteten Tiefe. Das sind die Striche, die die mit voller Kraft durch den Rauch gespritzten Wasserstrahlen ziehen. Und da und dort Silhouetten von Menschen, die sich im Raum mühen und behaupten.

Aber die Arbeit dauert nicht lange. Einer nach dem anderen taucht an der fenstereichen eisernen Leiter aus der Tiefe empor. Ein anderer Offizier springt ein. Jetzt schon mit Rauchhelm und elektrischer Lampe, mit Luftpumpe und Signalleine. Man beginnt, die angelegten Tabakballen auf Deck zu stauen und über Bord zu werfen. Die ganze Mannschaft betheilt sich an der Arbeit. Nur das Bedienungspersonal sieht zur Verfügung der Passagiere. Kein Mann von dem zum Dienst der Reisenden bestimmten Personal darf der Befehle helfen. — Doch trotz emsiger ununterbrochener Arbeit verringert sich das Feuer nicht. Im Gegenteil, es springt auf 2 andere Ladeluken über, wüthet schon dicht unter der Kommandobrücke und zerstört die für die Passagiere dritter Klasse bestimmten Räume. Der eiserne Schotten trennt, wird durch die Hitze so hart erwärmt, daß für die hinter den Schotten gelagerten Kohlen und dadurch auch für Aftel- und Maschinenraum Gefahr besteht.

Die Passagiere der dritten Klasse holen mit Mühe ihr Gepäck und werden nach dem Deck zur zweiten Klasse gebracht. Die Kommandobrücke brennt gänzlich ab. Gegen Mittag wird am Horizont ein mitfahrender englischer Kriegsdampfer gesichtet. Man bittet durch Signale um Hilfe. Es ist höchste Zeit.

Trotzdem der Kapitän den lebhaftesten Wunsch hegt, den mitfahrenden englischen Kriegsdampfer möglichst bald längseit zu sehen und so die Wohlthat der erbellenen Hilfe auch wirklich zu ge-

nießen, trotzdem die Verantwortlichkeit des Kapitäns den Passagieren gegenüber mit jeder Viertelstunde wächst und ihm verstärkte Hilfskräfte zur Verfügung stellen müssen, sobald die Passagiere erst ausgebootet sind, so verringert er die Fahrtschwindigkeit nicht, sondern steuert mit Vollkraft weiter. Noch hofft er im letzten Augenblicke vielleicht die Hilfe des Engländers entgegen zu können und den Hafen von Colombo zu erreichen, ohne die Passagiere vorher auszubooten.

Die Hoffnung ist eitel. Am Nachmittag muß er doch noch stoppen. Von dem längseit liegenden Kriegsschiff kommt ein Offizier mit einigen Mannschaften an Bord. Der Kapitän zieht sich mit dem fremden Offizier zurück, und man beschließt nach kurzer Beratung, dem englischen Dampfer Passagiere, Post und Schiffskasse zu übergeben, einige Mann englischer Besatzung mit englischem Kriegsflaggenmaterial an Bord zu behalten und sich über die eventuelle spätere Inanspruchnahme der angebotenen Hilfe durch Handflaggen-signale zu verständigen.

Die Passagiere frohlocken über die Rettung. So sicher sie sich anfangs gefühlt, so sehr sie den Beginn der Löscharbeiten als ein spannendes, aber ihre Lebensinteresse nicht berührendes Schauspiel genossen haben, mit ebenso schreckensvoller Angst warten sie jetzt darauf, aus der heißen und qualmenden, den Athembeklemmenden u. gefahr-vollen Umgebung hinauszukommen. Einiges Handgepäck dürfen sie auf den englischen Rettungsbooten mitnehmen, bringen zum Fallreep, ein vollbesetztes Boot nach dem andern schießt ab.

Dann geht es mit doppelten Kräften, aber jetzt schon ohne fremde Hilfe, an die Löscharbeiten. Auf dem Wege nach dem Hafen von Colombo geht man umkehren und in den näher gelegenen, kleinen Hafen von Point de Gall steuern, an dessen Einfahrt man noch einige Stunden durch das Warten auf den Lootsen verliert. Mit harter Schlagschläge und noch ungelöschtem Feuer an Bord trifft man im Hafen ein. Dort wird das Schiff auf den Grund gefahren, der Vordertheil volgedumpt, das Feuer gelöscht und der Bauch des Schiffes schließlich von den Wasser-massen befreit.

Auf einer der Hobolener Piers geriebt ein Baumwollballen in Brand. Ringum stonden Schichten von getrockneten Baumwollmatten und Reiben von Fässern mit Whisky und Del. Ein heftiger Sturm trieb das Feuer, das sprunghaft um sich griff, gegen die vier Dampfer, die an der Pier lagen. Einer davon war das größte, schönste und stärkste deutsche Schiff Kaiser Wilhelm der Große. Die anderen drei Dampfer, die Saale, Bremen und Main, gerieten zuerst in Brand. Bevor man zur Befinnung kam, brannte das ganze Schiff. Kurz nachdem das Feuer die Bremen erfaßt hatte, erfolgte eine betäubende Explosion, und das Schiff erschien vom Bug zum Heck in Rauch und Dampf gehüllt. Wasser begann durch ein Leck in das Schiff zu dringen und es zu senken, während noch hundert Passagiere oder Besucher, meist Frauen und Kinder, an Bord waren. Daneben lag die Saale. Auf ein Entkommen nach der Pierseite zu war gar nicht zu rechnen. Alles strebte von der Feuerseite weg nach der Wasserseite zu. Nur einem einzigen Menschen gelang es, sich auf dem Wege über den Pier zu retten. Aus den Lutten der brennenden Saale streckten Duhende von Menschen die Arme aus, um Rettungsboote herbeizuwinken. Aber eine Annäherung an das in Flammen getauchte Schiff war nicht möglich. Die Menschen machten eine verzweifelte Anstrengung, sich durch die engen Lutten zu zwingen und ins Wasser zu springen. Nur wenigen gelang es, und von diesen wenigen er-trant noch ein Theil. Als man am Tage darauf des Feuers Herr geworden war, fand man die verbotene, nur schwer erkennbare Leiche des Kapitäns auf dem Deck.

Eine glänzende schiffstechnische Leistung boten Kapitän und Mannschaft an Bord des Kaisers Wilhelm der Große. Als das Feuer seine Barboreseite ergriffen hatte, erkannte der Kapitän im ersten Augenblicke die Gefahr und strebte, aus dem Hafen hinaus zu kommen. Aber es herrschte gerade Ebbe, und das Schiff verfügte nicht über genügend Dampf, um sich mit eigener Kraft vorwärts bewegen zu können. Daß es trotzdem in so kurzer Zeit gelang, mit Hilfe von zwei Schleppdampfern das freie Wasser zu gewinnen, dabei den Brand im Keime zu erlöchen und noch auf einen Theil der eigenen Mannschaft zu verzichten, damit den Schwerverletzten Hilfe geboten werden konnte, das zählt noch heute zu den schönsten angefaunten Tugenden. In einer nach Tausenden zähl-

enden Menge vorbei fuhr Kaiser Wilhelm der Große aus dem Gebiete des Feuers den Fluß entlang, und die jubelnde Menge sah oben auf der Brücke den Kapitän Engelbart, der, mit Rauch bedeckt und mit Brandwunden am Körper, fest und sicher auf der Brücke stand und die Bewegung des Schiffes leitete.

Einer Katastrophe gleich der von Hoboten gegenüber verlagten natürlich alle jene Löschmittel, die bei einem Brand in geschlossenen Innenräumen des Schiffes in Betracht kommen. Aber wie sollte es möglich sein, daß ein Schiff auf hoher See von einer ähnlichen Katastrophe heimgesucht wird, wie die vier bei New York? In Hoboten brannten die zündende peinlichen Schiffsteile, brannten mit einem Schläge lichterloh. Von außen war der zündende Punkt, die zündende Flammengunge gekommen. Eine solche Gefahr ist auf hoher See ausgeschlossen. Und wenn Feuer in den Passagierkabinen ausbricht, so ist es auf einen so kleinen Raum beschränkt, so wird es mit solcher Leichtigkeit durch die Wachen im Augenblick erkannt und erstickt, daß von einer Gefährdung des Schiffes in solchem Fall nicht die Rede sein kann.

Die Gefahr droht also nur von den verborgenen Innenräumen des Schiffes, von etwas heiß gewordenen Kohlenbunkern oder von den in den einzelnen Laderäumen sich entzündenden Gütern. Wird der entzündete Brand sofort bemerkt — und das ist durch die peinliche Wachsamkeit der Mannschaften gewährleistet —, so kann unter allen Umständen der brennende Theil des Schiffes von den übrigen getrennt und hermetisch abgeschlossen werden. Die Schotten, das sind eisernen Trennungswände, die das Schiff in eine ganze Reihe von Theilen schneiden, üben bei dieser Vorkaution eine in normalen Fällen recht sichere Hilfe.

## Eine schlagfertige Antwort.

Der Dirigent eines gemischten Chores, von dem behauptet wird, daß er seine außerordentlichen Erfolge zum Theil der monumentalen Grobheit verdankt, mit der er die Chor-mitglieder behandelt, überließ den Stab während gelegentlicher Abwesenheit einem ebrenzigen jungen Assistenten. Der aber nahm sich vor, dem Meister zum wenigsten im Punkte der Grobheit gleichzukommen. Als nun bei der ersten Probe ein werthvolles Mitglied des Tenors, ein angesehener Kaufmann, sich gestaltete, eine Viertelstunde zu spät anzukommen, meinte der junge Dirigent ironisch: „Ihre Uhr geht wohl nach?“ Mit der größten Gelassenheit erwiderte der Kaufmann und Tenor: „Nein, aber mein Geschäft geht vor.“

## Ein angewendetes Sprichwort.

Zu dem Marschall Bailant sagte, kurz bevor er in den italienischen Feldzug von 1859 aufbrach, ein Freund: „Ist es nicht bestrebend, daß Frankreich unter seiner gegenwärtigen despotischen Regierung von einer Freiheit spricht, die es Italien bringen will?“

„Was wollen Sie, mein Bester?“ entgegnete der Marschall. „Wir bestreiten nur das Sprichwort: Die Schuster haben gewöhnlich selbst die schlechtesten Stiefel.“

## Vom Eibestrand.

„Wie wern Sie denn eigentlich Ihren neuen Jungen heißen, Herr Bemann?“

„Nu Baul.“

„Warum aber eigentlich gerade „Baul“, „Baul“ gefällt mer nicht gut.“

„Ja, fahn Se, mei Lieber, ich geh' Se nämlich nach'm Alphabet, — der erschte Junge heißt Kest!“

## Enfant terrible.

Bräutigam (zu seinem künftigen kleinen Schwager): „Was suchst Du denn so eifrig im Nähtisch Deiner Schwester, Fräulein?“

Der kleine Fritz: „Ach, will sehen, ob sie ihre Ängeln da drinn hat!“

Bräutigam: „Ängeln? Wozu brauchst Du denn Ängeln?“

Der kleine Fritz: „Nun, sie sagte doch gestern zu Mama, sie hätte Dich nun doch noch angeangelt!“

## Unbestimmt.

Richter: „Welchen Werth hatte der Anzug, der Ihnen gestohlen worden ist?“

Zeuge (Ableiderbändler) achselzuckend: „Was weiß ich, vielleicht hält' ich getriegt zehn Dollars dafür, vielleicht zwanzig, vielleicht sogar dreißig.“